

Melanija Fabčič (Maribor)

Der Text als Projekt der sprachlichen (literarischen) ‚Alltagsbewältigung‘

Der Versuch einer Definition des Texttyps ‚autobiographisches Notat‘ im Sinne der kognitiven Metawissenschaft

1. Einleitung¹

Als unser Hauptthema wollen wir die Herausarbeitung neuer Betrachtungs- und Definitionsmöglichkeiten von autobiographischen, speziell von diaristischen Texten bzw. ihren ‚Bausteinen‘, den autobiographischen Notaten, postulieren. Dabei werden wir die traditionelle literaturwissenschaftliche Textsorten- bzw. Genrebestimmung unberücksichtigt lassen und uns auf einen mehr interdisziplinär ausgerichteten Zugang festlegen. Es sei an dieser Stelle bloß auf die literaturwissenschaftliche Theorie von Philippe Lejeune² hingewiesen, die durchaus als Grundlage des autopoietischen Erklärungsansatzes (den dieser Artikel unter anderem vorschlägt) anzusehen ist.

Der theoretisch-methodologische Rahmen unserer Abhandlung ist begründet in der kognitiven Wissenschaft bzw. Wissenschaften, deren Ansatz für uns vornehmlich wegen seines potentiellen hermeneutischen Charakters, der sich aus der konstruktiven Reflexivität der kognitiven Wissenschaft ergibt, von besonderer Relevanz ist: „Die kognitive Wissenschaft ist ihrem Wesen nach selbstreflexiv, d.h. sie muss ihre Methodologie zum Objekt ihrer eigenen Untersuchung bzw. Kritik machen“.³ Wir wollen kognitive Wissenschaft deswegen im Sinne bzw.

¹ Der Artikel ist an meine Doktorarbeit „Der Text als existenziale Kategorie – expliziert am Beispiel des Texttyps ‚autobiographisches Notat‘“ (2002) angelehnt, die eine Untersuchung des Texttyps des autobiographischen Notats unternimmt und zwar aufgrund der kontrastiven Analyse ausgewählter Notate aus den Werken Ernst Jüngers („Strahlungen“), Sándor Márais („Napló 1943-1944“), Gottfried Benns („Autobiographische und vermischte Schriften“) und Edvard Kocbeks („Dnevnik 1945).

² Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994.

³ Kertész, András: A kognitív nyelvészet szkeptikus dilemmája [Das skeptische Dilemma der kognitiven Linguistik]. In: Magyar Nyelvőr 2000, S. 209-225, hier S. 222.

ausgehend von der Grundhypothese der Natürlichkeitstheorie (dessen Teil sie ist) definieren: Die kognitive Metatheorie ist eine solche Theorie einer Teildisziplin der Kognitionswissenschaft bzw. der kognitiven Wissenschaften, die von der objekttheoretischen auf die metatheoretische Ebene übertragen wird. Um die Paradoxie der einander entgegengesetzten Objekttheorien innerhalb der kognitiven Wissenschaft (die auch auf der metatheoretischen Ebene nicht auflösbar ist⁴) zu umgehen bzw. sie aufzuheben, postulieren wir jedoch die kognitive Metawissenschaft eher als eine metawissenschaftliche Heuristik und nicht als eine bestimmte (Meta)Theorie, denn die Erstere ist nicht auf eine allgemeingültige Lösung bzw. Definition ihres Untersuchungsgegenstandes ausgerichtet und trägt somit dem Charakter der offenen Form (die der Texttyp des autobiographischen Notats ja darstellt) Rechnung.

Das erste Theorem, in dessen Kontext wir das autobiographische Notat behandeln wollen, ist das kybernetische Konzept der Autopoiese; wobei wir das autobiographische Notat als deren Akt und Resultat definieren. Weiterhin wird das Tagebuch im Sinne der Epistemologie Umberto Ecos⁵ als eine offene Form bzw. als Rhizom im Sinne von Gilles Deleuze⁶ bzw. als (,lebendes') Netzwerk im Sinne von Michael Gleichs Netzwerktheorie⁷ beschrieben bzw. diese Kategorien werden für die Beschreibung des Wesens des autobiographischen Notats fruchtbar gemacht. Darüber hinaus wird sowohl Gottfried Benns Begriff der „Verwandlungszone des Phänotyps“⁸ und Gregory Batesons Begriff des „Geistes“⁹, als auch Gilles Deleuze' Begriff des „Hyalosigns“¹⁰ auf das autobiographische Notat bezogen, um damit unsere Hauptthese einzuleiten, die besagt, dass das autobiographische Notat bzw. das Tagebuch als eine Art ‚Alltagsbewältigungs-Projekt‘ anzusehen ist, das den unversöhnlichen Unterschied zwischen ‚Existenz‘ und ‚Essenz‘ zu überbrücken versucht und dadurch eine Existenzform für sich schafft.

⁴ Jede kognitive Metatheorie hat Gültigkeit nur in Bezug auf die ihr zugrunde liegende Objekttheorie. Die holistische Metatheorie kann nur zur Beschreibung und Erklärung einer holistischen Objekttheorie verwendet werden, eine modulare jedoch nur zur Beschreibung und Erklärung einer modularen Objekttheorie.

⁵ Eco, Umberto: Das offene Kunstwerk. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998.

⁶ Deleuze, Gilles, Guattari, Felix: Tausend Plateaus. Berlin: Merve Verlag, 1992.

⁷ Gleich, Michael: Web of Life. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2002.

⁸ Benn, Gottfried: Autobiographische und vermischte Schriften. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 4. Stuttgart: Klett-Cotta, 1995.

⁹ Bateson, Gregory: Geist und Natur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987.

¹⁰ Deleuze, Gilles: The Time-Image. Cinema 2. Minnesota: University of Minnesota Press, 1989.

Wir wollen an dieser Stelle einige unserer Hauptbegriffe definieren, die wir in der Formel ‚das autobiographische Notat als Text-, Stil-, Handlungs- und Existenztyp‘ zusammenfassen. Den Begriff ‚Texttyp‘ verstehen wir als prototypische Kategorie im Sinne Langackers, die diverse Textformvarianten umfasst, von denen keine als die bestmögliche oder absolut maßgebende auffassbar ist – wir sprechen diesbezüglich auch von einer ‚offenen Form‘. Die Kategorie des Texttyps schließt sowohl den ‚Stiltyp‘ als ein Phänomen, das entsprechend dem relationalen, interaktiven Begriff des Stils weit über den Aspekt der sprachlichen Geformtheit hinausreicht und eher als eine Kategorie der Sinnkonstitution, als eine kognitive Kategorie zu betrachten ist, sowie den Handlungstyp mit ein, die in Kombination den existenzialen Charakter des autobiographischen Notats ausmachen bzw. ergeben. Mit Stil meinen wir die unvergleichliche Natur der jeweils spezifischen Differenz eines Denkens, einer Art zu denken. Der Stil transformiert Denken in eine Praxis und zwar in dem Sinne, dass es – im Falle eines entsprechenden (also des ‚guten‘) Stils¹¹ – kein transzendentes Subjekt des Denkens (also des Denkers, des Denkenden) mehr gibt, das über den Objekten seines Denkens stehen würde; die Unterscheidung bzw. die Trennung zwischen dem Subjekt und dem Objekt des Denkens wird aufgehoben (es gibt keinen Denker ohne bzw. getrennt von seinem Denken, seinen Gedanken). Mit Handlung ist hier die Handlung des Denkens bzw. das Denken als Handlung gemeint (die sich natürlich auch in ihrer sprachlichen Repräsentation manifestiert). Teilweise beziehen wir uns mit Handlung jedoch auch auf die spezielle (in pragmalinguistischem Sinne verstandene) Sprachhandlung, die sich in den aphoristischen Notaten bzw. Passagen der Notate realisiert und der ‚Selbsterziehung‘ (die jedoch nicht nur für den Autor als ‚ersten Leser‘ des Tagebuchs gemeint ist) dient. Mit Existenz meinen wir den besonderen Existenztyp, der einerseits an die Figur des Beobachters und andererseits an den Begriff der Alltagsbewältigung gebunden ist. In erster Linie betrachten wir die Existenz jedoch als den Zustand der Möglichkeit und zwar sowohl als ‚Möglichkeit haben‘ als auch als ‚(eine) Möglichkeit sein‘, denn die Nicht-Existenz löscht beides aus. Und das Ziel bzw. der Zweck (und gleichzeitig die Rechtfertigung) einer Existenz liegt immer in der Erweiterung und Vertiefung der menschlichen Erkenntnis und folglich auch der ihr zugrunde liegenden Möglichkeit. Die Verbindung bzw. die Gebundenheit des Texttyps des autobiographischen Notats (bzw. der Sammlung von autobiographischen Notaten) an die Existenzform des Beobachters ist

¹¹ Dieser wird bei Nietzsche immer als ein Zeichen des ‚richtigen‘ Denkens betrachtet, denn nur ein guter Stylist ist auch ein guter Denker bzw. Philosoph. Vgl. Nietzsche, Friedrich: *Ecce homo*. In: Ders.: *Kritische Gesamtausgabe der Werke*. VI, 3. Berlin: de Gruyter, 1969, S. 47-50.

wesentlich für seine Bestimmung als existenziale Kategorie. Der Beobachter ist nämlich ein Menschen-, ein Persönlichkeitstypus, der vornehmlich auf die besondere Funktion und die besondere, aus der Natur des Beobachtens hervorgehende Frustration, fixiert ist und zwar ständig: die Verinnerlichung und konstante Bewusstmachung der Tatsache, dass Erkenntnis gleich Erfindung ist. Es geht bei der intensiv betriebenen Beobachtung um ein Aufzeigen und Bewältigen der Diskrepanz zwischen Alltag und Ereignis, zwischen Existenz und Essenz (und das geschieht im Tagebuch vor allem in der komprimierenden und rhetorisierenden Form des Paradoxons und mittels der Elliptik). Man geht üblicherweise davon aus, dass der Autor des Tagebuchs Aufsehen erregende Sachverhalte, Momente, Elemente ... mit einem Wort: Ereignisse beschreibt. Aber was ist ein Ereignis? Es geht dabei einerseits um das semiotische Phänomen der Prägnanz und andererseits um eine so grundlegende und eigentlich philosophische Frage wie die vom Ursprung des Denkens. Die Fragen, die sich im Rahmen des diaristischen (aber auch allgemein existenzialen) Projektes der Alltagsbewältigung stellen, lauten demnach: Was ist ein Ereignis? Was ist Zufall? Wie ist die Relation zwischen Zufall und Ereignis? Welchen der unzähligen, ständig auf uns zukommenden Reize, nehmen wir letztendlich wirklich wahr und welchem der wahrgenommenen Reize messen wir eine besondere Bedeutung bei? Was lässt uns denken? In diesem Zusammenhang bietet das Zitat über die Absicht des Augenblicks aus dem legendären „Hagakure“ eine aphoristisch komprimierte Definition des Wesens des autobiographischen Notats und des in seinem Kern enthaltenen Paradoxons: „Es gibt gewiss nichts Anderes als die Absicht des Augenblicks. Das ganze Menschenleben ist eine Folge von Augenblick auf Augenblick. Begreift man vollständig den gegenwärtigen Augenblick, gibt es nichts mehr zu tun und nichts mehr anzustreben“.¹²

2. Das autobiographische Notat als Akt und Resultat der Autopoiese

Das tiefste Wesen eines jeden Textes liegt in seiner allgemeinen und besonderen (ästhetischen) Offenbarung, Offenlegung von Relationen zwischen den vom Subjekt wahrgenommenen Phänomenen. Im Sinne des ästhetischen Kognitivismus¹³ gebührt den Kunstwerken (aller Art, also auch den literarischen) deswegen

¹² Yamamoto, Tsunemoto: Hagakure. Der Weg des Samurai. München: Piper, 2000, S. 84.

¹³ Ästhetik wird hier als die Wissenschaft der sensorischen, der Sinneserkenntnis verstanden. Vgl. Gordon: Philosophy of Arts. An Introduction to Aesthetics. London: Routledge, 1997.

eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie über einen hohen epistemologischen Wert verfügen.

Das autobiographische Notat kann unter dem Aspekt des offenen Kunstwerks im Sinne Eco als eine epistemologische Formel (als Mechanismus, Prozedur und Produkt zugleich) verstanden werden, mit der bzw. durch welche der Autor sich selbst und die Welt (besser gesagt: sich selbst im Verhältnis zur Welt) wahrnimmt und erkennt; man kann es mit Eco auch eine „epistemologische Metapher“¹⁴ nennen. Der Autor erkennt die Welt durch bzw. während der Niederschrift der Notate bzw. des Tagebuchs (der ‚Plan‘ des offenen Kunstwerks entfaltet sich während des Schreibens). Das Führen des Tagebuchs setzt eine besondere ‚Existenzform‘ voraus; ihr liegt eine sehr starke Parallelität (fast Identität) des Produktes mit der Produktion zugrunde, und demzufolge erscheint es auch nicht unbegründet, das Produkt (das Tagebuch) als eine ‚existenziale Kategorie‘ zu betrachten. Es geht um eine besondere Rezeptionsbeziehung, die typisch ist für die offenen Formen und insbesondere für das Tagebuch. Der Rezipient (als ‚erster‘ Leser, der eigentliche Adressat, ist immer der Autor selbst gemeint) soll dieses ‚Modell des Lebens‘ rekonstruieren, es als ein mögliches Leben, eine mögliche Lesart dieses Lebens (oder des Lebens überhaupt) auffassen und daraus lernen.¹⁵ Hierin verbinden sich zwei Aspekte: der (auto)didaktische und der autopoietische (wobei sich der letztere als ein Oberbegriff zum ersteren verhält).

Autopoiese bzw. Selbstorganisation ist durchaus als eine wesentliche Eigenschaft des autobiographischen Notats anzusehen. Das Wort ‚Autopoiese‘ setzt sich aus dem griechischen *auto* (selbst) und *poiein* (machen) zusammen und steht für Selbstgestaltung; es bezeichnet den Prozess, bei dem sich Systeme als Produkte ihrer eigenen Operationen realisieren. Und welche Operationen wären das im Falle vom Tagebuch als einer Sammlung autobiographischer Notate? Die Formel könnte lauten: BEOBACHTEN=ERKENNEN=DENKEN=LEBEN. Das Tagebuch ist – ebenso wie das Leben – ein selbstorganisierendes System, denn es will eine Art Simulation des autopoietischen Systems ‚Leben‘ (im Sinne des Lebensnetzes eines Individuums) sein. Nach M. Gleich¹⁶ ist Selbstorganisation eines der zehn Netzgesetze der lebenden Netzwerke. Sie betrifft komplexe, nichtlineare Systeme, die sich aus eigener Kraft strukturieren und Stabilität gewinnen können. Die interagierenden Elemente handeln nach einfachen Regeln

¹⁴ Eco: Das offene Kunstwerk, S. 160.

¹⁵ An dieser Stelle wollen wir auf den Begriff des „autobiographischen Paktes“ von Philippe Lejeune (Der autobiographische Pakt, S. 14) hinweisen, zu dem die Versicherung gehört, dass der Autor zugleich der Ich-Erzähler ist und dass das in der ersten Person Geschilderte mit dem Erlebten des Autors identisch sei.

¹⁶ Gleich: Web of Life, S. 93.

und erschaffen dabei aus Chaos Ordnung, ohne eine Vision von der gesamten Entwicklung haben zu müssen. Dabei ist ein ständiger Energie- und Materialfluss durch das System notwendig, damit die Selbstorganisation stattfindet. Man kann diese auch im Sinne der Kybernetik als das „spontane Auftreten neuer Strukturen und neuer Verhaltensweisen in offenen Systemen fern vom Gleichgewicht, die durch innere Rückkopplungsschleifen charakterisiert sind...“,¹⁷ definieren. Darin zeigt sich schon das fundamentale Prinzip des kybernetischen Denkens: die Idee der Zirkularität, die durch das Paradox erzeugt wird (dieses ist nach von Foerster die Grundlage aller kybernetischen Vorgänge¹⁸). Bei näherer Betrachtung erweist sich die Zirkularität als die Idee des Regelkreises, in dem die Kausalität ihre festgelegte Wirkung verloren hat, weil Ursache und Wirkung verschmelzen, im Kreisprozess ihre Rollen vertauschen. Es ist das Prinzip der Rückkopplung, das hier am Werke ist und das auch allen natürlichen Vorgängen zugrunde liegt. Das gleiche Konstruktionsprinzip können wir auch beim Tagebuch erkennen. Die Produktion von Bruch- bzw. Leerstellen als textkonstituierende Strategie des Tagebuchs basiert nämlich auf der Rückkopplung, die immer im Paradox endet bzw. enden muss, weil sie eine Kompossibilität (also gleichzeitige Geltung) sich ausschließender Aussagen postuliert. Ein Paradox bedeutet jedoch immer auch Entgrenzung ohne formale Auflösung; das zeigt sich besonders eindrucksvoll im rhetorisierenden Zug des Tagebuchs als einer Sammlung autobiographischer Notate. Dieses verbindet teilweise auch widersprüchliche Ansätze und entspricht v.a. mit dem täglich (bzw. jedesmal) neu ‚abgesteckten‘ bzw. neu angesetzten Horizont (das impliziert in der allermeisten Fällen einen fehlenden ‚roten Faden‘) dem Diktat des diaristischen Impulses. Die Eigenschaft der Zirkularität bzw. das sie erzeugende Paradox können wir demnach als das relevanteste Argument für einen kybernetischen Zugang zum Texttyp des autobiographischen Notats bzw. des Tagebuchs ansehen.

Auch die Kategorie des Beobachters lässt sich im Sinne eines autopoietischen Systems verstehen bzw. im Rahmen des Prozesses der Autopoiese definieren. Der Beobachter steht nach Maturana¹⁹ für jedes lebende System, somit für jeden von uns, weil Leben und Beobachten gleichbedeutend sind. Das Beobachten ist eine affizierende Handlung. Eine Situation zu beobachten heißt, eben dadurch verändert zu werden; die Beobachtung verändert den Beobachter. Gleichzeitig bedeutet es jedoch auch, dass man die Situation durch Beobachten manipuliert, oder anders gesagt: die Beobachtung verändert das beobachtete Phänomen.²⁰ Im

¹⁷ Capra, Fritjof: *Lebensnetz*. Bern: Scherz Verlag, 1996, S. 104.

¹⁸ Vgl. Foerster, Heinz von: *Kybernetik*. Berlin: Merve Verlag, 1993.

¹⁹ Maturana, Humberto: *Was ist erkennen?* München: Piper Verlag, 1994.

²⁰ Vgl. Flusser, Vilém: *Die Revolution der Bilder*. Mannheim: Bollmann, 1995, S. 111.

konstruktivistischen Sinne kann man deswegen behaupten, dass es ohne den Beobachter nichts gibt bzw. geben kann. Er ist das Fundament des Erkennens, er ist die Basis jeder Aussage über sich selbst, die Welt und den Kosmos. „Sein Verschwinden wäre das Ende und das Verschwinden der uns bekannten Welt; es gäbe niemanden mehr, der wahrnehmen, sprechen, beschreiben und erklären könnte“.²¹ Das ist natürlich eine (ziemlich) radikal konstruktivistische Auffassung des Beobachters und der von ihm beobachteten Wirklichkeit. Es geht hier um die Frage, ob die Wirklichkeit nicht bloß ein Konstrukt des jeweiligen Beobachters ist, und G. Roth antwortet darauf mit einem Paradox: „Die Wirklichkeit ist nicht ein Konstrukt meines Ich, denn ich bin selbst ein Konstrukt“.²² Die Wirklichkeit ist vielleicht kein Konstrukt (auch wenn sie – im Sinne Roths – immer nur eine subjektive Variante der objektiven Realität meint), aber das Tagebuch kann durchaus als ein mögliches Konstrukt der (bzw. einer) Wirklichkeit angesehen werden. Es ist sowohl als Bestätigung für als auch als Kampf gegen den radikalen Konstruktivismus zu verstehen. Denn die Beobachter-Frage impliziert, dass keine noch so anspruchsvolle Aussage etwas erklärt, solange ein Zuhörer sie nicht annimmt, was offenkundig ein soziales Miteinander voraussetzt.²³ In Verbindung mit der Theorie des autobiografischen Notats bedeutet das eine implizite Ausrichtung auf den Rezipienten, auch dann, wenn es nicht mit der Intention einer späteren Veröffentlichung geschrieben wurde. Dirk Baecker meint (im Klappentext H. von Foersters „Wissen und Gewissen“²⁴), dass die zentrale intellektuelle Faszination des 20. Jahrhunderts (und sie dauert immer noch an) in der Entdeckung des Beobachters liegt, die deswegen zugleich faszinierend und skandalös ist, weil sie auf die Tatsache aufmerksam macht, „dass man Blindheit und Einsicht aller kognitiven Prozesse zusammen als die eine Seite einer Medaille erkennen muss, deren andere Seite wir nicht kennen“. Solange es sich um die Beobachtung erster Ordnung (die Beobachtung von Sachverhalten) handelt, erscheint das nicht problematisch, weil man sich der Illusion hingeben kann, dass mit der Zeit die Einsicht Überhand gewinnt und die Blindheit nach und nach ersetzt. Erst auf der Ebene der Beobachtungen zweiter Ordnung, der Beobachtung von Beobachtungen, fällt auf, dass Sachverhalte immer nur Sachverhalte für einen Beobachter sind und dass der Beobachter nicht sieht, was er nicht sieht.

²¹ Maturana, Humberto: Das Erkennen des Erkennens verpflichtet. In: Pörksen, Bernhard (Hg.): Die Gewissheit der Ungewissheit. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag, 2001, S. 74.

²² Roth, Gerhard: Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit. In: Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Hg. v. Siegfried J. Schmidt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, S. 230.

²³ Vgl. Maturana: Was ist erkennen? S. 49.

²⁴ Foerster, Heinz von: Wissen und Gewissen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993.

Demnach kann Blindheit nicht ‚abgeschafft‘ werden; nein, sie ist sogar im Wesen des Beobachtens (bzw. des Beobachters) inbegriffen.²⁵

Jules Rénard (auch ein Diarist par excellence) behauptet: „Wenn ich lebe, dann beobachte ich nicht“.²⁶ Falsch. Leben heißt ja Beobachten. Indirekt, das heißt: Beobachten ist indirektes Leben. Aber wir können sowieso nicht in ein direktes Verhältnis zur Welt treten. Wie hängt unter diesem Aspekt Denken und Leben zusammen? Speziell im Rahmen der Kognitionswissenschaft? Wir behaupten ein Primat des kognitiven Aspektes im Texttyp des autobiographischen Notats und führen dafür Maturanas biologische Auffassung der Kognition als Argument an. Nach Maturana kann Kognition in etwa mit „Lebensbewältigung“ oder mit „überlebensverträglichem Handeln“ gleichgesetzt werden. Er hat seine Definition in der Kurzformel: „To live is to know“ / Leben heißt Wissen²⁷ zusammengefasst. Eigentlich liefert er in dieser prägnanten Formulierung eine Definition (besser gesagt: eine Gleichstellung) zweier Begriffe: des Lebens und des Wissens bzw. Denkens. Leben dient der Erlangung, der Erweiterung des Wissens und ist demnach nur in seinem prozessualen Aspekt erfassbar und als solches nur ontogenetisch zu verstehen (das Gleiche kann man vom Wissen behaupten).²⁸ Wenn Kognition solchen Prozessen als Eigenschaft zugeschrieben wird, die der Lebensbewältigung dienen, können wir das Tagebuchführen auf jeden Fall dazuzählen, mit der Ergänzung, dass es sich beim Tagebuch als einer Sammlung autobiographischer Notate um ‚Alltagsbewältigung‘ handelt. Das Tagebuch geht nämlich punktuell vor, setzt täglich (bzw. mit jedem Notat) neu an, was durchaus der Erfahrung des Alltags entspricht; dieser ist nämlich als das ‚punktuelle Leben‘ paraphrasierbar. Überhaupt ist das Leben nur punktuell wahrnehmbar/erfahrbar, und das Tagebuch liefert diesbezüglich ein wirklichkeitstreuues Bild des Lebens; es gibt nicht vor, eine Verbindung der vielen punktuellen Erfahrungen zu einer Linie, die man als Leben bezeichnen könnte, zu sein, sondern es ist ein Abbild der scheinbaren Diskontinuität, die das Leben in seinem Wesen bestimmt. Jeder Tag bzw. jede Einzelerfahrung für sich ist eine Lebensbewältigungshandlung und als solche ein stochastischer Prozess. Das bedeutet vor allem eines: Man

²⁵ Das Problem liegt darin, wie Heinz von Foerster (Wissen und Gewissen, S. 11) bündig formuliert, dass der Beobachter nicht sieht, dass er nicht sieht, was er nicht sieht.

²⁶ Rénard, Jules: *Ideen*, in *Tinte getaucht*. München: Winkler, 1986, S. 155.

²⁷ Maturana. *Was ist erkennen?* S. 39.

²⁸ Und auch vom Sprachwissen, von der Sprache: „Sprache läßt sich nicht ontologisch und mit dem Hinweis auf irgendein merkwürdiges Organ, von dessen Existenz der Linguist Noam Chomsky ausgeht, erklären, sondern nur ontogenetisch“ (Foerster, Heinz von; Pörksen, Bernhard: *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag, 1998, S. 121).

kann nicht wirklich aus ihr lernen.²⁹ Zumindest nicht im Sinne einer wachsenden Fähigkeit der Voraussagbarkeit bzw. Vorhersehbarkeit der nächsten Erfahrung, des nächsten Tages. Das Tagebuch handelt eigentlich immer davon, dass der Alltag trotz der lähmenden Monotonie, trotz der Routine, die sich durch das ständige Wiederholen bestimmter Abläufe einstellt, ein höchst ungewisses und unvorhersehbares Phänomen ist.

3. Tagebuch – Netzwerk – Rhizom

Eine offene Form lässt sich unter einem systemtheoretischen Aspekt auch als Netzwerk betrachten. Die zehn Gesetze der lebenden Netze, die M. Gleich in seinem Buch „Web of Life“³⁰ zusammenfasst, lassen sich sowohl auf den einzelnen Menschen (als Individuum, als Organismus) als auch auf menschliche Gruppierungen applizieren bzw. auf die komplexe Verbindung von Mensch und Umgebung, von Mensch und Welt. Als eine solche ‚Verbindung‘, als ein solches Netzwerk, lässt sich auch das Tagebuch beschreiben. Die meisten der zehn Netz-Gesetze kann man ohne größere Umformung auf das Tagebuch übertragen, denn als ein ‚lebendes‘ Netzwerk schließt es sowohl den Produzenten als auch den Prozess und das Produkt des Schreibens (das in einem bestimmten Sinne dem Leben entspricht) und natürlich auch den Rezipienten mit ein. Am relevantesten für uns sind: das Gesetz der Komplexität (und die damit direkt verbundenen Gesetze des Chaos und der Diversität), die Nichtlinearität, die Emergenz, die Symbiose, das schon besprochene Gesetz der Autopoiese und das so genannte Gesetz der „Small World“.³¹ Das Netzgesetz der Komplexität besagt, dass Netze aus vielen Komponenten bestehen, die untereinander agieren und reagieren. Dadurch lässt sich das Verhalten eines Netzes schwer voraussehen und kontrollieren. Die Komponenten sind im Falle des Tagebuchs die Notate und die diversen mentalen Räume, aus denen sich die Textwelt des Tagebuchs konstituiert. Das damit verbundene Netzgesetz des Chaos bezieht sich auf den kritischen Phasenübergang zwischen Chaos und Ordnung, in dem sich lebende Netze bewegen. Dort finden sie Kreativität und Stabilität in optimaler Mischung (im Tagebuch zeigt sich das im Verhältnis des ‚Leerlaufs‘ der vornehmlich dokumentierenden Notate mit den elliptischen ‚Aussetzern‘). Die Eigenschaft der Diversität bezieht sich

²⁹ Natürlich bedeutet das nicht, dass man problemlösende Strategien nicht lernen kann, es geht hier nur um die eigentliche Voraussicht des Ganzen, die tatsächlich unmöglich ist und bleiben wird.

³⁰ Gleich: Web of Life, S. 68-123.

³¹ Ebd., S. 113.

auf die Vereinigung verschiedenster Varianten, Charaktere, Funktionen im Netz, ohne deren Unterschiede zu nivellieren. Hohe Vielfalt erschafft ein Mehr an Möglichkeiten, flexibel auf Umweltveränderungen zu reagieren. Im Tagebuch entspricht dieser Eigenschaft die Vielfalt an Notatypen, Darstellungshaltungen und Motiven. Das Netzgesetz der Nichtlinearität zeigt sich darin, dass aufgrund von zahlreichen inneren Wechselwirkungen Netze nichtlineares Verhalten zeigen, das heißt, Ursachen und Wirkungen stehen nicht in proportionalem Verhältnis. „Durch positive Rückkopplung können sich kleine Ereignisse folgenreich aufschaukeln“.³² Bezogen auf das Tagebuch wäre das der Fall des (unvorhersehbaren) Details, das die Aufmerksamkeit des Autors auf sich zieht und den Status eines Ereignisses erreicht; damit wird das Notat (oder Teil des Notats), in dem es vorkommt, zu einer der textkonstituierenden Bruchstellen. Das Gesetz der Emergenz lässt sich mit der alt bekannten Formel ‚das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile‘ beschreiben. Sie erzeugt eine höhere Komplexität aus vielen einfachen Komponenten. So wächst das Einzelne (das Einzelnotat) über sich selbst hinaus. Das Netzgesetz der Symbiose besagt, dass Bündnisse zu wechselseitigem Nutzen eine Form von Vernetzung darstellen, bei der die Partner gemeinsam gewinnen und verlieren, gleichzeitig lernen und lehren. Das lässt sich sowohl auf die Rezeptionsbeziehung zwischen dem Tagebuchautor, dem Tagebuch und dessen Rezipienten beziehen als auch auf das Phänomen der Intertextualität. Das Gesetz der ‚Small World‘ ist eine Art Zusammenfassung aller Netzgesetze und liefert als solches eine verkürzte Definition. Es besagt, dass sich lebende Netze, obwohl selbstorganisiert, nicht nach dem Zufallsprinzip verknüpfen. Sie zeigen immer ähnliche Muster: Eine kleine Zahl von Knoten ist hochgradig, der überwiegende Teil gering vernetzt. Die inhomogene Struktur wirkt stabilisierend, denn zufällige Ausfälle treffen mit hoher Wahrscheinlichkeit gering vernetzte Knoten. Das System funktioniert weiter. Dieses Gesetz kann man mit der textverknüpfenden Kraft der Bruchstellen, der elliptischen, extrem polyvalenten Notate in Verbindung bringen, in denen sich der Textsinn verdichtet. Sie ermöglichen die Aufrechterhaltung des Ganzen trotz der ‚auflösenden Wirkung, die sie auf ‚leerlaufende‘ Passagen haben.

Den Begriff des Netzwerks kann man durchaus mit dem Begriff des Rhizoms im Sinne von Deleuze‘ Theorie der Mannigfaltigkeit verbinden. Ein solches System des Mannigfaltigen, das mit dem Abziehen des Einzelnen³³ und nicht durch Hinzufügung immer höherer Dimensionen gemacht wird, kann man Rhizom

³² Ebd., S. 73.

³³ „Das Eine ist nur dann ein Teil des Mannigfaltigen, wenn es davon ABGEZOGEN wird“ (Deleuze, Guattari: Tausend Plateaus, S. 15).

nennen. Ein Rhizom³⁴ kann die verschiedensten Formen annehmen, von der verästelten Ausbreitung in alle Richtungen an der Oberfläche (auf Tagebücher bezogen wäre das das Tagebuch-Ganze, der Makrotext) bis zur Verdichtung in Zwiebeln und Knollen (das wären im Tagebuch die einzelnen Notate). Im Rhizom gibt es keine Dreiteilung mehr zwischen einem Bereich der Realität (Welt), einem Bereich der Subjektivität (Autor) und einem der Darstellung und Vorstellung (Buch). Es ist eine Zusammenfügung des Buches mit dem Außen, mit der Welt. Das lässt auf eine höchst interessante Verbindung von Literatur und Leben schließen.

Deleuze geht von der These aus, dass Literatur ein Gefüge ist, das nichts mit Ideologie zu tun hat, so wie Schreiben nichts mit Bedeuten zu tun hat. „Es geht darum, Land und auch Neuland zu vermessen und zu kartographieren“.³⁵ Das Buch als Rhizom, als „Wurzelbuschel-System“³⁶ hat weder Objekt noch Subjekt, es besteht aus verschieden geformte Materie, aus unterschiedlichen Daten und Geschwindigkeiten. Es ist eine Mannigfaltigkeit (Diversität). Im modernen Buch (als dessen Beispiel wir auch das Tagebuch und die lose Verknüpfung autobiographischer Notate im Falle Benns ansehen) gibt es keinen Unterschied zwischen dem, wovon ein Buch handelt und der Art, in der es gemacht ist – deshalb hat es auch kein Objekt. Deswegen soll man nicht mehr danach fragen, was ein Buch sagen will, sondern womit es funktioniert (in Verbindung mit was es Intensitäten eindringen lässt bzw. durch welche äußeren Reize das Schreiben bzw. Denken ausgelöst wird, in welche anderen Mannigfaltigkeiten bzw. Texte es seine eigene Mannigfaltigkeit einführt und verwandelt – damit ist das im weitesten Sinne verstandene Prinzip der Intertextualität gemeint). Das System von Wurzelbüscheln bricht in Wirklichkeit nicht mit dem Dualismus, mit der Komplementarität von Subjekt und Objekt, von natürlicher und geistiger Realität: Im Objekt wird die Einheit fortwährend hintertrieben und relativiert, während sich im Subjekt ein neuer Typus von Einheit durchsetzt – eine höhere Einheit der Ambivalenz und Überdeterminierung in einer Dimension, die zu der des Objekts immer als Ergänzung hinzukommt. Die Welt ist zwar ein Chaos geworden, doch das Buch bleibt Bild der Welt: des Nebenwurzel-Chaosmos statt eines Wurzel-Kosmos.

³⁴ Zwiebel- und Knollengewächse sind Rhizome, sogar Tiere wie Ratten sind rhizomorph, wenn sie Meuten bilden; der Bau der Tiere ist in all seinen Funktionen (Wohnung, Vorratslager, Bewegungsraum, Versteck, Ausgangspunkt) ist RHIZOMORPH.

³⁵ Deleuze, Guattari: Tausend Plateaus, S. 12.

³⁶ Nach Deleuze (Tausend Plateaus, S. 13) gibt es 2 Buchtypen: das „WURZEL“-Buch bzw. das klassische Buch als schöne Innerlichkeit, organisch, signifikant und subjektiv, dessen Gesetz die Reflexion ist (das Eine das Zwei wird) und das „NEBENWURZEL“-oder „WURZELBÜSCHEL“-System als die zweite (moderne) Gestalt des Buches.

4. Das Tagebuch als „Verwandlungszone des Phänotyps“ – das Prinzip des kreativen Vergleichs bzw. der Abduktion

Einen anderen Aspekt, unter dem wir den Texttyp des autobiographischen Notats beleuchten können, bietet Batesons kybernetische Definition des „Geistes“. Um einen besseren Einblick in das komplexe Bateson'sche Konzept zu bekommen, wollen wir zur Illustration zuerst ein Zitat von Benn anführen: „Das, was lebt, ist etwas anderes als das, was denkt, dies ist eine fundamentale Tatsache unserer Existenz und wir müssen uns mit ihr abfinden“.³⁷ Genau diese Tatsache wird im Texttyp des autobiographischen Notats problematisiert; sie bildet sozusagen das zentrale Paradox, den Kern des Texttyps. Wir sprechen hier eigentlich von dem Aufstellen der Beziehung zwischen dem Selbst (dem Ich) und dem Leben bzw. um das „Erlernen von Lebenskontexten“,³⁸ das nicht von innen her, sondern als eine Sache der äußeren Beziehungen zwischen zwei Entitäten diskutiert werden muss – die zweite Entität wäre demnach das Tagebuch als Modell des Lebens, die „beobachtete Instanz“, nach Jünger. Die Beziehung wird bei Bateson als ein Produkt (mindestens) doppelter Beschreibung³⁹ definiert. Und genau das soll auch das Tagebuch sein: ein relationaler Begriff, eine Relation, das Resultat einer mehrfachen Beschreibung im Sinne Batesons. Unter dem Begriff der doppelten bzw. vielfachen Beschreibung versteht Bateson⁴⁰ die Methode des kreativen Vergleichs (die Methode des doppelten oder vielfachen Vergleichs), die die grundlegendste kognitive Strategie darstellt, die Grundlage der Kategorie ‚Geist‘. Diese könnte man als auch die Methode des Tagebuchs betrachten. Bei Jünger manifestiert sie sich als die Vergleichsmethode des binokularen Sehens, bei dem eine zusätzliche Dimension, die Tiefe, enthüllt wird; er nennt sie „Stereoskopie“⁴¹. Bei dieser wird die Tiefenwahrnehmung, die eigentlich Informationen über eine andere Dimension (eben die Tiefe) bzw. Informationen eines anderen logischen Typs liefert, in einer anderen Beziehung erreicht: Aus dem Zusammenspiel der beobachteten und beobachtenden Instanzen des Selbst ergibt sich der Einblick in das zwar vielseitig begrenzte, aber über kein Zentrum verfügbare Selbst. Sehen ist eigentlich immer ein Akt des Vergleichens. Bei Jünger steht es sehr oft stell-

³⁷ Benn: *Autobiographische und vermischte Schriften*, S. 128.

³⁸ Bateson: *Geist und Natur*, S. 164.

³⁹ Als ein Beispiel für doppelte Beschreibung nennt Bateson (*Geist und Natur*, S. 88) das binokulare Sehen, bei dem man die beiden Parteien einer Interaktion als zwei Augen sehen sollte, von denen jedes eine monokulare Sicht des Geschehens gibt, beide zusammen aber ein binokulares und tiefes Bild entstehen lassen – diese doppelte Sicht ist die BEZIEHUNG.

⁴⁰ Ebd., S. 111.

⁴¹ Jünger, Ernst 1995: *Strahlungen I, II*. München: dtv., 1995, S. 69.

vertretend für Wahrnehmen, was durchaus mit Batesons Behauptung⁴² übereinstimmt, dass alle bewusste Wahrnehmung bildliche Charakteristika hat. Dadurch könnte man auch zu der Ansicht gelangen, dass das Denken in seiner primären Form vornehmlich bildlichen Charakter hat. Das ikonische Darstellungssystem ist deswegen primär, weil der Mensch immerzu geistige Bilder produziert, weil es eben die Natur seiner Wahrnehmung der Welt ist. Interessanterweise bleibt uns das Zustandekommen jener Bilder, die wir bewusst sehen, unbewusst. Die Prozesse der Wahrnehmung, der Bildformation sind für den Menschen unzugänglich, nur die Produkte sind bewusst, die Bilder.⁴³ Was Bateson beobachtet und was Jünger sozusagen zu schaffen macht, ist die Tatsache, dass es unmöglich ist, von dem, was im einfachsten Akt des Sehens vor sich gehen muss, eine annähernd adäquate Beschreibung in Worten zu geben. Die Sprache hat keine Ausdrucksmittel für das, was nicht bewusst ist (und Prozesse der Bildformation sind unbewusst, aber gleichzeitig sind sie es, die unsere mentalen Bilder ‚produzieren‘). Und genau das (das Unbewusste, genauer gesagt: das Wahrnehmen, den Wahrnehmungsprozess) will man sich irgendwie zugänglich, also bewusst machen. Denn die eigentlich interessante Frage lautet: Welche ‚Informationen‘ wecken unsere Aufmerksamkeit und rufen unsere Ausrichtung auf sie hervor, durch die sie dann in unserem Gehirn zu bewussten Bildern werden, und warum gerade diese? Das ist teilweise ein Geheimnis. Es kann nur im Prozess, nur durch den Prozess des kreativen Vergleichs indirekt (und immer nur bedingt bzw. lokal geltend) ‚enthüllt‘ werden. Diesbezüglich ist die Relativitätstheorie der Physik mit ihrem vierdimensionalen Kontinuum und ihrem Riemann-Christoffel-Tensor,⁴⁴ der die Eigenschaften der Welt an jedem beliebigen Punkt zusammenfasst, besonders wichtig. Bezogen auf die innere Strukturierung, auf die Denk-Geste des Tagebuchs, heißt das, dass prinzipiell jedes Einzelnotat, jede Bruchstelle als Zusammenfassung des Ganzen fungieren kann.

Als eine weitere Manifestation der Methode des kreativen Vergleichs nennt Bateson⁴⁵ die zwei großen stochastischen Prozesse der Kalibrierung und der Rückkopplung, die er mit der Dichotomie Strenge-Phantasie und digital-analog verbindet. Stochastisch kann man solche Ereignisse nennen, die sich in einer teilweise zufälligen Weise verteilen, wobei einige von ihnen ein bevorzugtes Ergebnis erzielen können (wie z.B. mit dem Bogen auf ein Ziel schießen). Mit

⁴² Bateson: Geist und Natur, S. 43.

⁴³ Die Prozesse der Bildformation müssen deswegen unbewusst bleiben, weil es so ökonomischer und sicherer ist. Das ständige Zweifeln an der Evidenz sinnlicher Berichte würde das Leben unerträglich machen. Vgl. Bateson: Geist und Natur, S. 51.

⁴⁴ Zit. nach Whorf, Benjamin L.: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Regensburg: Rowohlt, 1999, S. 48.

⁴⁵ Bateson: Geist und Natur, S. 242-244.

Kalibrierung meint Bateson einen solchen Prozess, bei dem im einzelnen Akt keine Möglichkeit der Korrektur von Irrtümern besteht, weshalb er immer wieder geübt, wiederholt werden muss, damit im kritischen Augenblick ‚automatisch‘ eine optimale Leistung erzielt werden kann; die Selbstregulation ist beim Prozess der Kalibrierung nur aufgrund von Informationen möglich, die von der Übung bzw. von einer Klasse vergangener abgeschlossener Handlungen abgeleitet sind. Die Rückkoppelung lässt eine sofortige Korrektur von Irrtümern zu; der Akt der Selbstregulation tritt innerhalb des einzelnen Aktes bzw. Ereignisses auf. Bateson betont die Notwendigkeit beider Prozesse, die nur zusammen das, was er Geist nennt, begründen können. Weiterhin zieht er eine Parallele zwischen dem Geist, dem Denken (Lernen) und der Evolution (bzw. der genetischen Veränderung). Sowohl im Denk- als auch im Evolutionsprozess erkennt er die zwei stochastischen Systeme bzw. ein doppeltes stochastisches System: Die erste Komponente ist die der Strenge bzw. der inneren Kohärenz, die zufällige genetische Veränderungen bzw. mit der Tautologie nicht-konforme Ideen selektiert; die zweite Komponente wäre das, was man üblicherweise die Zufallskomponente⁴⁶ nennt und was den Kern des kreativen Denkens ausmacht (diese bezieht nicht nur das individuelle Gehirn, den intrakranialen Denkprozess, der dem Aufbau einer Tautologie ähnelt, mit ein, sondern auch die Umwelt des Organismus).

„Geist ist etwas, das aus Teilen besteht, die selbst nicht geistig sind. Er ist bestimmten Arten der Organisation von Teilen immanent“ – so lautet Batesons prägnanteste Definition des Geistes.⁴⁷ Zu den Kriterien des Geistes, die uns einen Vergleich mit dem Texttyp des Tagebuchs erlauben, gehören folgende Postulate: Teile werden durch Ereignisse in der Zeit ausgelöst; Unterschiede können, auch wenn sie in der äußeren Welt statisch sind, Ereignisse hervorbringen, wenn man sich im Verhältnis zu ihnen bewegt; der Reiz kann (definiert als Unterschied) keine Energie beitragen, aber der reagierende Teil verfügt über Energie, die gewöhnlich vom Stoffwechsel kommt; Ursachen und Wirkungen setzen sich zu zirkulären oder komplexeren Ketten zusammen... Bezogen auf das Tagebuch würde das heißen, dass Notate Repräsentationen von Ereignissen (die man als in der Zeit vorkommend, in die Zeit eingebunden ansieht) sind, dass auch scheinbar unwichtige Details bzw. Informationen zu Reizen werden können bzw. im Tagebuch eine gewisse Relevanz bekommen können, denn der Wahrnehmende, der Beobachter schreibt ihnen ihre Funktion, ihre Bedeutung im Tagebuch zu und das letzte von uns hervorgehobene Kriterium des Geistes bezieht sich auf

⁴⁶ Diese ist deswegen besonders wichtig, weil es „ohne das Zufällige nichts Neues gibt“ (ebd., S. 181).

⁴⁷ Ebd., 113f.

die schon thematisierte Eigenschaft der Zirkularität. Was für eine Verbindung gibt es zwischen dem Geist und den Inhalten seiner Berechnungen? Wir können es als die Relation einer gewissen Komplementarität beschreiben. Der Kodierungs- und Darstellungsprozess, der die kognitive Repräsentation an die Stelle der Dinge setzt, ist ein ungeheurer Sprung in der logischen Typisierung.⁴⁸ Der Name ist bekannterweise nicht die benannte Sache und „die Karte nicht das Territorium“,⁴⁹ und doch können wir das Tagebuch als eine Art Karte des Territoriums, das wir als das azentrische, bezüglich seiner Grenzen instabile Selbst definieren können, verstehen. Es ist aber gleichzeitig auch der Versuch, dieses Territorium (mental) zu durchschreiten und dadurch die beweglichen Grenzen zu erfahren, erforschen (vielleicht erst dadurch aufzustellen). Der Texttyp des Tagebuchs entspricht in mehrfacher Hinsicht dem Bateson'schen Begriff des ‚Geistes‘. Es ist eine Art der Organisation von Teilen und zwar im Sinne der vorhin genannten und kommentierten Kriterien des Geistes. Es vereint in sich die beiden stochastischen Prozesse der Kalibrierung und Rückkopplung bzw. des Digitalen und des Analogen. Als ein Argument für Letzteres können wir das Phänomen der Leer- bzw. Bruchstelle anführen, die wir mit der Bateson'schen Auffassung bzw. Erklärung⁵⁰ des Begriffs „Schalter“ verbinden können. Dieser illustriert sozusagen die Kategorie des Zufalls, die sowohl für den ‚Geist‘ als eine besondere Art der Organisation von Teilen im Sinne Batesons als auch für das Tagebuch als besondere doppelt offene und doppelt abgeschlossene Struktur konstitutiv ist (im Letzteren ist es für die Entstehung der Leerstellen zuständig). Der Begriff des ‚Schalters‘ ist von einer ganz anderen Art als z.B. die Begriffe ‚Stein‘, ‚Tisch‘ usw. (und wir meinen damit nicht den Unterschied zwischen abstrakten und konkreten Begriffen) – den Schalter (sowie auch den Begriff des Schalters) gibt es nämlich auf zweifache Weise nicht. Er existiert, wenn man ihn als Teil eines elektrischen Kreislaufs betrachtet, nicht, wenn er sich in der Stellung ‚an‘ befindet. Aus dem Blickwinkel des Kreislaufs unterscheidet er sich dann nicht von dem Stromkabel, das zu ihm hin und von ihm wegführt. Wenn umgekehrt (aber ganz ähnlich) der Schalter auf ‚aus‘ steht, existiert er aus dem Blickwinkel

⁴⁸ Nach Bateson ist der Wahrnehmungsprozess an sich schon ein Akt der logischen Typisierung, weil jedes Bild ein vielschichtiger Komplex der Codierung und Abbildung ist. Die Welt der codierten Versionen enthält die ‚Objekte‘ in Form von Bildern und Nachrichten, und der Denkende, der diese Codierung /nach-/vollzieht taucht in ein abstraktes, tautologisches Universum ein; die Beschreibung eines Prozesses oder einer Menge von Phänomenen wird auf diese abstrakte Tautologie abgebildet, und das kann man mit Bateson eine Erklärung nennen. (Ebd., S. 235.)

⁴⁹ Ebd., S. 40.

⁵⁰ Ebd., S. 136.

des Kreislaufs wieder nicht, weil er nichts ist als eine Kluft zwischen zwei Leitern, die ihrerseits nur dann als Leiter existieren, wenn der Schalter an ist. Mit anderen Worten: Der Schalter existiert nur in den Augenblicken, wo seine Einstellung verändert wird und daher hat der Begriff ‚Schalter‘ ein besonderes Verhältnis zur Zeit. Er ist eher der Vorstellung ‚Veränderung‘ als der Vorstellung ‚Objekt‘ verwandt. Sinnesorgane – und dadurch auch das Denken – werden nur von Nachrichten von Unterschieden bzw. durch Veränderungen ausgelöst, durch Ereignisse bzw. durch diejenigen Unterschiede in der wahrgenommenen Welt, die zu Ereignissen gemacht werden können. Bateson argumentiert, dass die Sinnesendorgane den Schaltern analog sind, die durch äußere Einwirkung für einen einzigen Moment ‚an‘ geschaltet werden. Die Frage lautet jedoch: Wie groß muss die Stärke der Veränderung, des Unterschiedes sein, um den Schalter umzulegen bzw. den Unterschied als ein Ereignis zu postulieren? WAS wird überhaupt als EREIGNIS registriert? Das bleibt dem Zufall überlassen, der seinem Wesen entsprechend nicht vorhersehbar ist. Er lässt sich nur schwer feststellen bzw. festlegen, denn er konstituiert sich immer als eine momentane Konstellation, und darauf kann man keine Voraussage begründen. Der Zufall stellt also auf jeden Fall immer eine Abweichung vom Voraussagbaren dar, die in Kreativität, in der Produktion des Neuen resultiert. Er betrifft jedoch immer nur Teile des Ganzen und hat nur bedingt Wirkung bzw. Geltung bezogen auf das Ganze. Es geht immer darum, dass ein Strom von Ereignissen, der unter gewissen Aspekten zufällig ist, einem nicht-zufälligen Selektionsprozess unterzogen wird, der verursacht, dass bestimmte unter den zufälligen Komponenten sich durchsetzen (zu Ereignissen werden) und andere nicht. Wie genau der Selektionsprozess beschaffen ist, kann man allgemein nicht festlegen. Vielleicht folgt er dem Prinzip der Abduktion, des kreativen Vergleichs. Tatsache ist, dass wir in einer Welt leben, in der unsere Wahrnehmungen vielleicht immer die Wahrnehmungen von Teilen sind, also sog. pars-pro-toto-Kodierungen, die in ihrem Wesen ostensiv sind,⁵¹ also direkten bzw. konkreten Verweischarakter haben. Unsere Vermutungen über das Ganze werden ständig durch das spätere Auftreten anderer Teile verifiziert oder widerlegt. Vielleicht ist es so, dass Ganzheiten niemals dargeboten werden können (außer in Form von Paradoxa); denn das würde direkte Kommunikation bedeuten, und dieser ist der Mensch nur sehr bedingt fähig.

⁵¹ Ostensive Kodierung ist eine primitive Kodierungsart, bei der wir auf das Objekt der außersprachlichen Wirklichkeit, das kodiert wird, direkt verweisen zwecks einer einfacheren Identifizierung.

Den Bateson'schen Begriff des Geistes können wir auch mit Benns Auffassung des Phänotyps⁵² vergleichen bzw. ergänzen. „Wo immer das Innere des Phänotyps sich einen ästhetischen Ausdruck sucht, wird ihn die Umwelt als fragwürdig empfinden. Dieses sein Suchen umschließt viele Probleme, vor allem das der Peripherie. Wo verwandelt sich der Mensch, wann, aus welchen Ursprüngen und mit welchen Methoden?“⁵³ Das Problem der Peripherie, das Benn hier anspricht, knüpft direkt an die Kategorie des Zufalls sowie an den stochastischen Prozess der Rückkopplung an. Die Peripherie ist eine „Verwandlungszone“; sie enthält die experimentellen Ansätze des Geistes, Variationen, die zunächst in keine klar erkennbare Richtung weisen. Es handelt sich eigentlich um den grundsätzlichen Unterschied zwischen der „Tautologie und Ökologie“⁵⁴ bzw. – in Benns Terminologie – zwischen der „genotypischen Beharrungs- und phänotypischer Verwandlungszone“.⁵⁵ Bezogen auf das Tagebuch bedeutet das, dass man es als eine Verwandlungszone ansehen kann, die jedoch in den Rahmen einer Tautologie eingebettet ist. Das verweist auf seine doppelte Globalität bzw. auf das Verhältnis des Tagebuch-Ganzen zum Einzelnotat: Das Tagebuch als Sammlung autobiographischer Notate lässt sich als ein „großer Ausschnitt aus der Creatura, der Welt der geistigen Prozesse“, der immer dazu tendiert, in Richtung Tautologie, also in Richtung auf die innere Konsistenz von Ideen und Prozessen abzugleiten, definieren. Aber gewisse Einzelnotate sowie die ‚Leerstellen‘, die sie produzieren, zerreißen diese Konsistenz. Nach Bateson wird die Tautologie jedoch nie aufgebrochen, sondern nur auf die nächste Abstraktionsebene, zum nächsten logischen

⁵² Er übernimmt eigentlich den aus der Erblehre stammenden Begriff, den er im Wesentlichen nach Johanssen interpretiert. Der Phänotyp bedeutet, dass das Individuum einer jeweiligen Epoche, das die charakteristischen Züge dieser Epoche evident zum Ausdruck bringt, mit dieser Epoche identisch ist und sie repräsentiert; sein Gegenbegriff ist der Genotyp, die Sammlung aller Möglichkeiten der Art im Kern, die Latenz aller Phänotypen, die sich der Entelechie nach aus der Art im Laufe der Zeit entwickelt haben oder sich entwickeln können. Neben dem Phänotyp postuliert Benn jedoch noch die allgemein ephemeren Typen, die die innere Repräsentation des Zeitalters nicht zum Ausdruck bringen, sondern Experimente darstellen (vgl. Benn: *Autobiographische und vermischte Schriften*, S. 142-144).

⁵³ Ebd., S. 145.

⁵⁴ Bateson: *Geist und Natur*, S. 253.

⁵⁵ Bei Jünger zeigt sich das z.B. ist einem gewissen Konservativismus (den man der Bateson'schen Auffassung entsprechend als ein Streben nach Kohärenz und Vereinbarkeit sehen kann, als das sich Tautologie auch definieren lässt), der jedoch mit einer Gegenbewegung gepaart ist: dem Streben nach der Induktion des Traumzustandes, der ein Prozess ist, der weder durch innere Strenge noch durch äußere ‚Realität‘ korrigiert wird und weitgehend dem Zufall unterliegt.

Typ gehoben. „Die Tautologie kann sich selbst heilen“.⁵⁶ Das Projekt, das die von uns analysierten Autoren (vornehmlich Jünger und Márai) in den Tagebüchern zu realisieren versuchen, ist die Versöhnung dieses Unterschieds in der Verwandlungszone, die den Kern des Tagebuchs darstellt. Bateson behauptet, es gäbe etwas, das man die „selbstbestätigende Kraft von Ideen“ nennen kann, die es bewirkt, dass „die Welt teilweise so wird... wie man sie sich vorstellt“.⁵⁷ Genau darauf vertraut der Tagebuchautor, wenn er in seinem Tagebuch versucht, das Leben zu (re-)konstruieren, ohne dabei jedoch zu vergessen, dass man sich die Welt nicht so vorstellen kann, wie sie ist.⁵⁸

5. Das autobiographische Notat und das „Hyalosign“

Der letzte Aspekt, unter dem wir den Texttyp des autobiographischen Notats beleuchten wollen, ist das des so genannten ‚direkten Zeitbildes‘ bzw. ‚Hylosigns‘⁵⁹ im Sinne der Filmtheorie von Deleuze, die jedoch durchaus auch als eine allgemein semiotische Theorie fruchtbar gemacht werden kann. Wir können im Zusammenhang des direkten Zeitbildes auch von einem ‚visuellen Begriff‘ sprechen, den wir mit Deleuze als eine „unaufhörliche Gabelung der Beschreibung, einen unaufhörlichen Austausch des Aktuellen und des Virtuellen, des Zentrums und der Umgebung“⁶⁰ die in der direkten Darstellung der Zeit resultiert, definieren könnten. Direkte Darstellung der Zeit bedeutet ihre ‚Befreiung‘ aus der linearen Sukzession von Augenblick auf Augenblick; sie stellt sich als eine strikte Gleichzeitigkeit der Gegenwart und der Vergangenheit, die sie werden wird mit der Vergangenheit und der Gegenwart, die sie war, dar. Den Ausdruck „Hyalosign“ können wir mit ‚Kristallbild‘ verdeutschen, und diese Bezeichnung ist ein ‚sprechender Name‘, denn es veranschaulicht das Konzept der direkten

⁵⁶ Bateson: Geist und Natur, S. 253.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Das ist eigentlich der Ausgangspunkt der Kybernetik zweiten Grades, den Jünger (und auch Bennis und teilweise Márai) instinktiv erkannt und verinnerlicht haben, und zwar lange bevor dieser als die ‚Frage des Beobachters‘ zur Grundlage der vorhin besagten Wissenschaftsdisziplin wurde.

⁵⁹ Deleuze: The Time-Image, S. 274.

⁶⁰ Die Tatsache, dass der Umgang mit Zeitgestalten erheblich schwieriger ist als der mit Raumgestalten, ist wohl der Grund dafür, dass wir ständig dabei sind, ‚Zeit‘ in ‚Raum‘ zu übersetzen. „Wir zeichnen Diagramme von zeitlichen Abläufen und versuchen, auf diese Weise einen Eindruck von der Spezifität der jeweiligen Zeitgestalt zu bekommen“ (Dörner, Dietrich: Die Logik des Misslingens. Berlin: Rowohlt TB, 1997, S. 158).

Zeitdarstellung. Es impliziert die Unmöglichkeit der linearen Extension, was zu einer inneren Zerberstung der Form führt: Im Kristallbild sind alle Bestandteile des Bildes an den sog. irrationalen Schnitt gebunden, den man als eine bzw. als die ‚Leerstelle‘ definieren könnte. Das Kristallbild als kognitive Organisationsstruktur, als Denkmodell liegt sowohl dem Tagebuch als Notaten-Sammlung als auch dem elliptisch-komprimierten Notatyp zugrunde. Im Falle des Letzteren manifestiert es sich als direkte Form der Zeitdarstellung, als Unendlichkeit bzw. als Ewigkeit (genau diese ‚Dimension‘, dieser mentale Raum, wird in den elliptischen, rhetorisch bzw. aphoristisch formulierten Notaten bzw. Notateilen realisiert). Hier impliziert der irrationale Schnitt sowohl das freigesetzte Intervall, das irreduzibel ist und in sich selbst fußt, als auch die Indiszernibilität des aktualisierten und des virtuellen Bildes, des Positivs und des Negativs; der irrationale Schnitt ist der Punkt, an dem sich die beiden ‚Seiten‘ des Bildes am nächsten und am entferntesten zugleich sind. Die innere Struktur eines solchen Notats lässt sich folgendermaßen beschreiben bzw. umschreiben: Was durch die Sinne in einem bestimmten Moment wahrgenommen wird, nimmt als Erscheinung Umrisse an (das wäre das aktualisierte Bild). Im gleichen Vorgang aber wird der wahrgenommene Moment (im Sinne einer Epiphanie) auch schon Erscheinung im Sinne von Vision bzw. zum vorgestellten Moment (bzw. zum virtuellen Bild), der die einzelne Wahrnehmung von einem anvisierten (aber unbekanntem) Ganzen her aufleuchten lässt. Augenblick und Einzelding werden so extrem betont, exponiert und trotzdem vor dem Hintergrund des Ganzen als dessen Teil erkennbar.

Das Wesen der direkten Zeitdarstellung scheint merkwürdigerweise in enger Verbindung zur Definition des Zeichens nach C. S. Peirce zu stehen: „A SIGN is something by knowing which we know something else“.⁶¹ Das ist auch der Ausgangspunkt der Konstruktion der äußerst komprimierten, elliptischen Notate, die per definitionem etwas sind, wodurch (bzw. durch das Er/Kennen dessen) wir etwas anderes erfahren. Eigentlich besagt diese Definition des Zeichens, dass wir es genau deswegen brauchen, weil Realität eben nicht direkt ‚erfahrbar‘ ist und wir unbedingt den indirekten, den Um-Weg brauchen. Die indirekte Referenz ist der ‚direkteste‘ mögliche Zugang zur Realität bzw. zur Wirklichkeit.

6. Schluss

Nach Jünger bildet beim Tagebuch „nicht das Absonderliche und Ungewöhnliche den eigentlichen Reiz. Viel schwieriger ist die Schilderung des einfachen, alltäglichen Verlaufs, der festen Regel, die das Leben gewonnen hat“.⁶² Diese

⁶¹ Zit. nach Eco: Das offene Kunstwerk, S. 160.

⁶² Jünger: Strahlungen, S. 395.

Bemerkung bezieht sich auf das dem Wesen der Textsorte inhärente Problem der Beziehung zwischen dem Alltag und dem ‚Feier- bzw. Festtag‘, der ‚gemeinen‘ Zeit und der ‚Hochzeit‘ (um die etymologische Komponente anzusprechen), dem Allgemeinen und dem Besonderen, dem Genotyp und dem Phänotyp (und innerhalb des Phänotyps – dem ephemeren Experiment innerhalb der „Verwandlungszone“, um mit Bennis zu sprechen). Der unversöhnliche Unterschied zwischen EXISTENZ und ESSENZ ist das Wesen des Tagebuchs als einer existenzialen Kategorie. „Das Allgemeine können wir erkennen, aber das Besondere entzieht sich uns“, sagt Bateson,⁶³ und doch wollen wir genau das erkennen. Das Problem stellt sich für Bateson als ein Problem der falschen logischen Typisierung dar, denn „Aussagen über ein identifiziertes Individuum gehören einem anderen logischen Typ an als Aussagen über eine Klasse“.⁶⁴ Klasse verbinden wir immer mit Serialität und Individuum/Einzelnem mit Zufall. Zur Veranschaulichung dieser Diskrepanz wollen wir das Beispiel der griechischen Götter als Allegorien des Zufalls nennen. Ihr Erscheinen war immer unvorhersehbar (z.B. das Pan-Gelächter, das plötzliche mittägliche ‚Aufbrechen‘ im Wald, der nicht voraussagbare Blitz des Zeus). Es war ein Ereignis, und dieses kann man eigentlich als eine Wahrnehmungskategorie/-Einheit bestimmen. Und wie funktioniert sie? Als eine Ellipse, als die Leerstelle, von der aus wir auf das schließen, was sie umgibt. Am Beispiel des Blitzes lässt sich das so darstellen: Das nackte Erscheinen des Blitzes ist unbegreiflich. Es ist punktuell, nicht fixierbar, nicht vorhersehbar. Es ist die reine Essenz. Der Donner, als seine Begleiterscheinung, ist hingegen etwas Serielles, eine sich (aus dem Chaos?) herauslösende Struktur, rauschend oder verwischt. Und sobald wir eine Struktur erkennen können, können wir auch Beobachtungen dieser Struktur vornehmen und Annahmen über sie aufstellen – wir machen sie (zumindest teilweise) voraussagbar. Es wäre jedoch jetzt falsch zu schlussfolgern, dass wir von dem, was wir kennen, auf das, was wir nicht kennen, schließen können. Den Anstoß zum Denken gibt immer das Unbekannte; wir schließen vom Blitz auf Donner (also von dem, was wir nicht kennen, auf das, was wir kennen). Das Tagebuch könnte man in diesem Sinne als Produktion, als Simulation des Zufalls, des Ereignisses betrachten. Ist das Alltagsleben, der Alltag (der ja den Anlass und das Thema des Tagebuchs darstellt) etwas Unvorhersehbares (vorhersehbar meinen wir im wörtlichen Sinne von ‚vorher sehen‘, also sehen, bevor etwas tatsächlich geschieht bzw. eintritt – das ist praktisch unmöglich)? Sicher, es gibt Routinen, serielle Abläufe, Bekanntes bzw. Gekanntes. Aber das ist nicht der Ausgangspunkt des Tagebuchs. Der Leergang, der Leerlauf des Alltags, der sich auch im Tagebuchs widerspiegelt, ist das

⁶³ Bateson: Geist und Natur, S. 54-58.

⁶⁴ Ebd.

WORAUF wir schließen, aber der Ausgangspunkt ist das Ereignis,⁶⁵ das Unbekannte, das Unvorhersehbare, das in Form elliptischer Notate erfasst wird. Der ‚Leerlauf‘, die Notierung von Details, wie sie (zeitlich) aufeinander folgen, wird durch eine Verdichtung unterbrochen und dann folgt der ‚Sprung ins Leere‘ (Pan erscheint!). Der Leerlauf ist nur aus der Perspektive des Ereignisses sinnvoll, und dieses erscheint nur aus der Serialität des Leerlaufs heraus, zwar unangemeldet, aber irgendwie doch impliziert. Das Ereignis ist die Essenz des Lebens, aber diese kann nicht direkt erkannt werden. Der Leerlauf (die Existenz) und die Leerstelle (die Essenz) bilden eigentlich die Einheit des Lebens und zugleich das Muster, das immer wieder neu erfüllt bzw. gefüllt wird mit dem Alltag und dessen ‚Unterbrechungen‘ durch Ereignisse.

Welche Macht besitzt also eine offene Form? Es ist eine dissoziative Macht, die die Figur des Nichts in das Denken einführt und den Riss im Gewebe der Welt der Phänomene öffnet. Es geht dabei um Entknüpfung (statt Verknüpfung), entsprechend der mannigfaltigen Natur des Denkens. Was lässt uns eigentlich denken? Obwohl das Tagebuch als eine Sammlung autobiographischer Notate mit seiner (massiv vertretenen) deskriptiven Haltung den Anschein erweckt, dass Denken vom Schock, von wahrgenommenen und mittels Nervenbahnen an das Gehirn weitergeleiteten Reizen herrührt bzw. aktiviert wird, ist diese Annahme falsch. Denn das einzige, was im Augenblick der Wahrnehmung gedacht wird, ist die Tatsache, dass wir noch nicht denken bzw. die Tatsache der Unmöglichkeit,

⁶⁵ In der Sprache der Hopi-Indianer wird auf Objekte, auf ‚Dinge‘ mittels des Konzepts des Vektors Bezug genommen. Die Position des Objektes lässt auf das Objekt schließen, wobei dieses selbst unbenannt bleibt und auch ‚ungedacht‘ – es entspringt sozusagen aus der Leerstelle, der Ellipse. Die Wirklichkeit wird in dieser Sprache vornehmlich in Termini von Ereignissen/des Ereignens analysiert. Das Ereignis wird nicht direkt benannt, aber gerade dadurch tritt der prozessuale Aspekt klarer hervor. Das vermag die Gedankenwelt der sog. SAE-Sprachen (also auch des Deutschen) nicht, bzw. das Weltwissen wird in diesen Sprachen mental anders repräsentiert. Das Tagebuch will jedoch genau das Ereignis sprachlich und parallel dazu gedanklich erfassen. Weil in den SAE-Sprachen (in denen die von uns analysierten Tagebücher bzw. Sammlungen autobiographischer Notate ja verfasst sind) grundsätzlich anders, statisch, auf die außersprachliche Wirklichkeit Bezug genommen wird, sowohl was die lexikalischen Einheiten angeht als auch was Konzepte angeht, versuchen die hier behandelten Autoren die Einheit (im Langacker’schen Sinne) der Textebene, das autobiographische Notat, als mögliche Repräsentation des Konzepts des Ereignisses zu postulieren. Vgl. Whorf: Sprache, Denken, Wirklichkeit, S. 88.

⁶⁵ Vgl. Deleuze: The Time-Image.

das Ganze (und vor allem auch sich selbst) zu denken.⁶⁶ Was uns zum Denken bringt bzw. Zwingt, ist die Unfähigkeit, die Ohnmacht des Denkens, die Figur des Nichts, das Nicht-Existieren eines Ganzen, das gedacht werden könnte; das Undenkbare im Denken ist sowohl die Quelle als auch die Grenze des Denkens. Das Tagebuch als offene Form ist ein Projekt der Zusammenführung, der Verschmelzung der Literatur mit dem innersten Wesen der Kognition, und dieses manifestiert sich nicht im Ganzen, sondern in der Leerstelle. Die innere Struktur, der innere Plan des Tagebuchs (die implizite Poetik im Sinne Ecos) widerspiegelt dieses Wesen vollkommener als jeder andere Texttyp.

⁶⁶ Vgl. ebd.